



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 290.

Dienstag, 11. Dezember.

1928.

(8. Fortsetzung.)

### Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Die Ausgescholtene machte sich daran, das Fenster auszuräumen. Zweimal rihte sie sich die ausgearbeitete, aber auffallend schön geschnittene Hand an den Glasherben, die bis in den Laden geflogen waren.

„Na, Fräulein, bei Ihnen hat's wohl geblitzt und gedonnert“, ließ sich plötzlich draußen eine Stimme vernehmen.

„Ja, Herr Schumann.“

„Stören Sie meine Tochter nicht bei der Arbeit“, rief der Händler, der sofort aus dem Nebenraum, wohin er sich zurückgezogen hatte, in den Laden eilte.

„Stören? ... Ich störe sie ja gar nicht. Aber gut, daß Sie da sind, Roberts, ich kann Ihnen einen billigen Glaser empfehlen.“ Damit kam Schumann die Steintreppen herauf und betrat den Laden.

„Billig? ...“, fragte der Alte mit einem argwöhnischen Blick. „Wo wohnt er denn?“

„Ziemlich weit von hier. Ich habe aber morgen in der Gegend zu tun und bin gern bereit, die Bestellung auszurichten.“

„Das lassen Sie nur, dabei kommt nichts heraus.“

Schumann lachte gemütlich auf. „Ach so, Sie meinen, ich kriege Prozente. Kann ja auch sein, daß der Glaser mir eine Mark in die Hand drücken würde.“

„Sehen Sie wohl! ...“

„Dann nicht.“ Damit machte der gefällige Schumann langsam lehr.

„Und Sie wollen mir nicht sagen, wie der Glaser heißt und wo er wohnt?“

„Na, weil Sie es sind, sollen Sie's wissen.“ Schumann nannte also Namen und Wohnung eines Glasers, den er flüchtig kannte, von dem er aber durchaus nicht wußte, ob er billig arbeitete, und entfernte sich. Auf der obersten Steinstufe blieb er hockend stehen, und da hörte er durch die zerschlagene Scheibe den Händler ganz deutlich sagen:

„Gleich morgen früh gehst du hin und bestellst den Glaser, Thea.“

„Ja, Vater“, antwortete das junge Mädchen demütig.

Schumann nickte befriedigend vor sich hin. Was seine Aufmerksamkeit in den letzten Tagen nicht zuwege gebracht hatte, war durch die Straßenjugend bewerkstelligt worden.

Thea hatte sich eine Schlafstatt im Laden hergerichtet und sich gegen elf Uhr unausgekleidet hingelegt. Im Nebenzimmer, hinter der Portiere, brannte noch Licht. Mitunter wurde ein leiser, schlürfender Schritt laut, durch einen schmalen Spalt der Lider sah das Mädchen, das sich schlafend stellte, einen Kopf zwischen den Vorhängen auftauchen, hörte dann wieder einen schleichenden Schritt und bald darauf ein bedeutungsvolles Knistern: der Vater wählte in seinem Geld. Er besaß eine ganze Kassette voll davon, sogar rundes, geprägtes Gold war dabei; er besaß auch blühende Edelsteine; sie hatte es einmal, als der Vater sich unbedachtet wächte — mitten in der Nacht — gesehen.

Heute dauerte das Geldzählen und das Austoßen des Besitzes bis gegen ein Uhr.

Der Sipo, der die Nachtwache hatte, hatte vor wenigen Minuten an die Scheibe geklopft, scheinbar schlaftrunken hatte Thea geantwortet, da wurde an der Ladentür gerüttelt. Es dauerte geraume Zeit, bis Roberts erschien. Er schloß auf, zwei Gestalten folgten ihm schattengleich durch den Laden und verschwanden hinter der Portiere; Thea fühlte ihr Herz klopfen.

„Die Ladenscheibe ist ja entzwei“, sagte eine Stimme, die sie nur allzu gut kannte, „ich getraute mich gar nicht herein, sondern wartete, bis der Sipo vorbei war.“

„Nicht so laut, Thea schläft nebenan.“

„Thea? ... Im kalten Laden? ... Bist du verrückt?“

„Schweig! ... Sag' mir, was dein Begleiter will.“

Die Stimmen senkten sich zum Flüstern herab, aber so viel konnte Thea doch heraushören, daß es sich um Geschäfte handelte. Um schmutzige, strafwürdige Geschäfte. Sie erhob sich ganz vorsichtig von ihrem Lager und schlüpfte geräuschlos bis an die Portiere, und nun gewahrte sie außer dem Fremden und dem Mann, den sie verabsehte, und dessen seltsamem Einfluß sie sich doch nicht entziehen konnte, sobald sie im Banne seiner Augen stand, einen Fremden, der mit großer Eleganz gekleidet war. Sie prägte sich sein Gesicht ganz fest ein, als sie hörte, daß er — außer anderen Wertgegenständen: Brillanten, Uhren und so weiter — auch um einen Pelz feilschte. Es war der Pelz des jungen Herrn, den sie am Heiligenabend kennengelernt und dem sie selbst die goldene Uhr aus der Tasche gezogen hatte; für Sekunden fühlte sie den Fußboden unter sich wanken.

Nun war das Geschäft scheinbar abgeschlossen. Der Fremde legte seinen schweren Ufster ab und zog den Pelz an, der ihm sehr zu gefallen schien.

„Vielleicht behalte ich ihn selbst“, sagte er.

„Und wenn der ... der Verkäufer Sie irgendwo antrifft?“ protestierte der Vater.

„Dummes Zeug. Ein Pelz sieht von außen aus wie der andere. Und wenn schon: ich werde ihm wohl nicht auf die Nase binden, daß ich ihn von Ihnen gekauft habe.“

Der Vater schien sich beruhigt zu haben. „Und die übrigen Sachen? Zweitausendfünfhundert Mark insgesamt“, verlangte er.

„Zweitausend.“

„Zweitausendzweihundert“, legte sich Karl, wie er schlüchtern von dem Vater genannt wurde, energisch ins Mittel.

„Gut, ich bin einverstanden.“

„Geschenkt“, sagte der Vater überlaut, das Geld nachzählend, „reinweg geschenkt. — Und wo kann ich Sie finden, wenn ich Sie mal sprechen will?“

Der Fremde nannte seine Adresse, brachte die Wertgegenstände in den Brusttaschen unter und gab dem Vater flüchtig die Hand; Thea lag eben wieder auf ihrem Bett und stellte sich schlafend, als Schritte sich vorsichtig näherten. Sie fühlte ihre Hand erfasst, spürte ein



leises Schnaufen dicht an ihrem Gesicht und zwei feuchte Lippen auf ihrer Stirn; sie mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien.

„Stttt . . .“ machte der Vater.

Sie hörte dann die beiden Männer sich entfernen, sah im Nebenraum das Licht verlöschen und lag Stundenlang mit geöffneten Augen da. Die Straßenlaterne warf ein trübes, gespenstisches Licht herein, draußen stampfte der Sipo vorbei, fragte und erhielt keine Antwort. Weil sich aber an der zersprungenen Scheibe nichts verändert hatte, setzte er nach kurzem Verweilen seinen Weg fort. Ein paar Ratten jagten sich und liefen über das Bett des jungen Mädchens, so daß diese eine angstvoll abwehrende Bewegung machte; nach fruchtlosem Grübeln fand sie endlich den Schlaf.

Am andern Vormittag machte sie sich auf den Weg zum Glaser. Als sie die Bestellung ausgerichtet hatte, und auf die Elektrische wartete, stand plötzlich der junge Herr, dem sie die Uhr entwendet, vor ihr; im ersten Augenblick dachte sie an Flucht.

„Guten Morgen“, sagte Herbert Godebrecht, seinen Hut ziehend. „Wir kennen uns doch“, setzte er lächelnd hinzu.

„Ich wüßte nicht“, stieß sie heraus.

„Mein liebes Fräulein, wozu diese Verstellung? . . . Sie wissen, daß man mich am Heiligenabend bestohlen hat, und Sie wissen auch — um den Verbleib der beiden Gegenstände.“

„Nein, nein!“ Sie rief es fast und bereute sofort ihre Unwahrhaftigkeit. „Ich muß nach Hause“, stammelte sie.

„O, auf zehn Minuten kommt es wohl nicht an. Wir gehen dort in den Anlagen ein wenig auf und ab.“ Nach kurzem Zögern folgte sie ihm. Sie schritten dann eine Weile in den Baumreihen hin und her, jeder mit sich beschäftigt und doch beeinflusst von dem entzückenden Winterbilde, das sich ihnen bot. Die Morgensonne lag müde und festlich zugleich auf dem Schnee der Bäume und Sträucher, ein paar Kinder vergnügten sich mit ihrem Schlitten, der Lärm der Stadt drang nur wie ein schwaches Echo bis in diese Stille.

Herbert sah seine junge Begleiterin aufmerksam an. „Warum baten Sie mich, als ich bei Ihrem Vater weilte, durch eine Zeichenprache, nichts von dem Verlust meines Pelzes zu äußern?“ fragte er ungeschickt. Thea schwieg. „Wenn ich Ihnen nun die feste Zusicherung gebe, mein Fräulein, die peinliche Angelegenheit zu vergessen, falls Sie mir Pelz und Uhr wieder herbeischaffen . . .“

„Das kann ich nicht“, flüsterte sie mit erstickter Stimme.

„Also geben Sie zu, um jenen Doppel-Diebstahl zu wissen“, sagte Herbert lebhaft.

„Ja . . . Ja, ich weiß darum. Ich selbst habe Ihnen die Uhr entwendet.“

Herbert war wie betäubt. Eine schwache Hoffnung, daß dies junge Mädchen doch nicht als die Diebin in Frage komme, daß er die Uhr vielmehr auf allerdings unbegreifliche Art verloren haben könnte, zerflatterte endgültig. „Wie konnten Sie das nur?“ sagte er halblaut und verstört.

„Das kann ich nicht sagen . . . Ich weiß es selbst nicht . . . Aber ich muß nach Hause, mein Vater schilt sonst mit mir.“ Thea blieb schwer atmend stehen.

„Ihr Vater hat gefälligst zu warten. Sagen Sie, werden Sie vielleicht schlecht von ihm behandelt?“

„Nein.“

„Und der andere — der meinen Pelz mitgehen hieß —: wer ist das?“

„Das sag' ich nicht.“

„Dann werde ich es ohne Sie herausfinden.“

Sie gewahrte ein zorniges, entschlossenes Gesicht dicht vor dem ihren, da brach die letzte Widerstandskraft in ihr. Sie legte eine Hand vor die Augen und weinte.

„Fassen Sie sich, Fräulein Roberts“, sagte er ruhiger.

Sie ließ die Hand sinken, ein ungläubiges Staunen sprach aus ihrem Blick.

„Und Sie wollen mich nicht unglücklich machen?“

fragte sie. Er verneinte durch ein Kopfschütteln. „Ich soll ihn heiraten“, stieß sie heraus.

„Sie wollen aber nicht.“

„Nein . . . Nein, ich will nicht“, bestätigte sie und atmete dann tief auf.

„Haben Sie wohlmeinende Menschen, die Ihnen in diesem Kampfe beistehen?“ „Nein.“

„Ihre Mutter lebt nicht mehr?“ Sie verneinte abermals. „Sie können auf mich rechnen, Fräulein Roberts“, sagte Herbert mit einem herzlichen Blick. „Hier haben Sie meinen Namen und meine Wohnung. Tagsüber können Sie mich in der Bank erreichen, persönlich oder durch den Fernsprecher, und ich verspreche Ihnen, daß ich jederzeit zu Ihrer Verfügung stehe.“ Er sah an ihrem Mienenpiel, daß ihre Freude über dies Angebot getrübt wurde durch Erwägungen, die in Ehrbegriffen ihren Ursprung haben mochten.

Sie gingen langsam nach der Haltestelle zurück. Plötzlich blieb Thea stehen.

„Den Pelz könnte ich Ihnen doch wieder verschaffen“, flüsterte sie hastig mit niedergeschlagenen Augen. „Wirklich?“

Sie nickte. „Aber Sie dürfen mich nicht verraten“, fügte sie, zu ihm aufsehend, angstvoll hinzu. „Nun denn . . .“ und sie nannte ihm den Namen des Käufers, den sie in der vergangenen Nacht erlauft hatte.

„Und die Uhr? . . .“ Es ist ebenfalls ein Erbstück, Fräulein Roberts; ich gäbe etwas darum, wenn ich sie wiederbekommen könnte.“

„Möglich, daß der Fremde sie ebenfalls gekauft hat.“

Er drückte ihr die Hand und brachte sie bis an die Elektrische, die soeben herangeeilt kam; mit einem sonderbaren Gefühl, gemischt aus Glück, Reue und Unbehagen, legte er den Weg zur Bank zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Szene in Nizza.

Von Guttli Allen.

Sie war plötzlich aus einer Seitenstraße hergeweht, unwirklich in ihrer schwanken Kindergestalt und den dunklen Tiefen der Augen, die ins Unendliche griffen. Sie hatte ein buntes Stück Stoff schützend auf ihre Schultern gelegt, und ihre Hände waren in ein von vielem Staub überregnetes und von vielen Küßen verwaschenes Tuch getrocknet. Wie ein Märchen war sie aus dieser Seitengasse aufgeschwebt, mit ihren nackten Füßen, die den Boden kaum zu treten schienen, dem fremden Reiz ihrer bronzenen, übergarten Glieder und einer ungemessenen Armut, die aus der fernen, vertragenen Kleidung schrie.

Ich folgte ihr willenlos über den breiten Boulevard Victor Hugo, dessen stille Hotelbaläfte in die Nachmittags-sonne blinzelten. Nur hin und wieder das Geräusch eines aufgesogenen Rolladens, leise Worte eines betretenen Türhüters, die verloren in die wohlbehütete Ruhe der Hotelgäste sanken. Eine Gruppe Kinder, von frommen Schwestern geleitet, zog vorüber. Die blauen Kettenröde, die steifen Flügel der Hauben, die eingefrorenen Gesichter der gläubigen Frauen legten auch ihnen ungesprochen das Gebot des Schweigens auf. Niemand achtete der Kleinen aus der Ferne.

Auf der Promenade des Anglais wurden die Füße des Mädchens schneller über den Kiesel, die dem Rande des dunkelblauen Meeres folaten. Fühlte sie sich einem Ziele näher? Beschwingte der leise Wind, der das Röschchen hob, ihre Tritte?

Ich verweilte eine Minute vor dem Denkmal für die Gefallenen des Krieges, das schneeweiß aus rissigem Felsen hervorprang, das Gesicht dem Meere hingewandt. Und schon glaubte ich die Spur des Mädchens verloren, als ich die Farben ihrer bunten Schulterhülle nahe der Hafenede aufleuchten sah.

Suchte sie jemand? Sie lief jetzt eine Strecke, blieb stehen, spähte. Ihre Blicke streiften die Silhouetten der Schiffe, der lichten und der dunklen Schiffe, deren Flaggen der Wind aufhob und entfaltete, deren Farben die Sonne blühen machte. Von ihren vielgestaltigen Rümpfen riefen ferne Namen zu zauberischen Klüften, zu seltenen Eilanden. Gebräunte Matrosen schienen ein Spiel behender Affen zu spielen und flogen von Mast zu Mast. Traumhaft blieben die Augen der Kleinen ihnen zugerichtet.



Auf der Landseite, den Schiffen gegenüber, saßen andere Seefahrer bei dunstigen Weibern und spielten andere Spiele. Würfel und Karten wechselten von Hand zu Hand. Der Geruch von Wein und Ritzschnaps stand benebelnd über der Gasse und drängte die Dünste der alten Kleider zurück, die sich anpreisend aus den Trödelbuden vordrängen wollten.

Weder diesseits noch jenseits, weder zu Wasser noch zu Lande dieser Gasse schien die Sehnsucht des Mädchens sich erfüllen zu wollen. Weiter tröteten nach ihre winzigen Füße.

Musik lief uns entgegen. Melodien schaukelten im Luftraum und einten sich zu einer Sinfonie frühlingshafter Freude. Sie wurden auf dem frohen Platze Massena geboren, sie wuchsen rasch ringsum aus englischen Teeräumen und französischen Tanzdielen, sie vermählten sich mit dem Jauchzen der Kinder, die in ihren eifelbespannten Wägelchen vorüberfuhren.

Schmal und vertrocknet trippelte das Kind an ihren Fronten vorüber, an den spiegelnden Glasflächen, dieser Schau von schillernden Juwelen, von prunkenden Seiden und märchenbunten Blumen. Ihre Augen blieben ganz in sich versunken, als zauberten sie ihr andere Prächte, die Sicht anderer Märchen herauf, heißer, voll größerer Wunder, die ihre Seele trunken aus ihrer Heimat beherbergte.

Vor den Scheiben eines Kaffeehauses verlangsamten sich ihre Schritte. Sie hob den Kopf, sie sah die Tansenden im Kreis, sah Damen und Herren vor üppigen Tischen, sie hob instinktiv eine Hand aus dem dunklen Tuche, eine sprechende, eine flehende Kinderhand. Einzelne Blicke liefen ihr entgegen, vielleicht im Begriff zu verstehen. Aber im gleichen Moment stellte sich ein Kellner jenseits des Glases vor ihre dürftige Gestalt, er hob die Serviette und überhäubte das Glas, als verschleuche er eine lästige Fliege.

Sie zog den Kopf tief ein. Sie schleifte sich müde zum nächsten Hausvorsprung. Sie kauerte nieder, sie öffnete ihr Bündel, gerade so weit, daß ein puppenhafter Säuglingskopf frei wird. Sie machte eine kleine, braune Brust frei und bot sie dem Kinde. Sie hob ferne Augen und eine widerpenstige Hand. Kupferne Münzen regneten zu ihr aufs Pflaster.

Im Weiterrschreiten sagte ich mir schweigend ihr Schicksal her: ein Schiff aus Indochina, irgendein Mann, Matrose oder sonst jemand, der sich an ihr vergangen, Ankunft in diesem fremden Lande. Das Sehnsucht und Sonne der Europäer, das ihre Kälte und Kummer war, die Geburt des Kindes, Siechtum, die Suche nach dem Geliebten der Urfahrt, Not, Hunger und Gestohensein. Ich erzählte es mir lange, dieses banale, dieses außerordentliche Schicksal, das ich soeben aus dem Rundgang des Kindes gelesen.

Der Frühlingstag begann zu vergehen. Die Gassen entschwandten in dunkelblauem Licht. Ein Mann hob bettelnd von weitem die Mühe ins Zwielicht. Er sah gegen eine Häuserwand. Die Leere der Beinkleider lag schlaff und platt auf den Steinen. Sein dunkles Gesicht, die Breite des Schädels bezeugten seine afrikanische Herkunft.

Die Passanten hasteten vorüber, jeder einer abendlichen Zuluft, einer nächtlichen Sensation entgegen. Der Mann harrete geduldig des Unbekannten, der seinen verküppelten, seinen halben Körper einem Ruheort zuführen sollte. Niemand zeigte sich zu seiner Hilfe bereit, niemand gewährte seine Mühe.

Katetenhaft schnitten sich feuerne Reflexen in die Dämmerung. Sie zerfetzten den Himmel und zerrannen blutend über der Erde. In diesem Augenblick leuchtete das Schultertuch der fremden, kindlichen Mutter her. Sie näherte sich mit versunkenen Schritten. Sie stand, sie schaute und erschauerte. Und während die anderen den Häfen ihrer Wünsche zueilten, blieb sie allein bei dem Verstummen. Die einzige vielleicht, die nicht um die Ursache seines Martatoriums wußte. Sie hielt das dunkle Bündel eng in einer Hand gefangen. Sie öffnete die andere, die freie kleine Faust und ließ daraus in leidenschaftlicher Aufwallung Münzen in die Mündung der zerklüfteten Mühe niederfallen.

## Die drei Gespräche des Königs Salomo.

Von Hans Arno.

Zu dem König Salomo kam allerlei Volkes gelaufen, damit er ihre Dänel schlichte oder ihnen helfe. Also kam auch eines Tages ein Perlenfischer zu ihm und klagte ihm sein Leid. Er habe so eine dumme Frau. Sie verkaufe die Perlen zu billig oder verschenke sie, anstatt sie fein zu sammeln und Glied für Glied zu einer Kette zu reihen. Schon längst habe er dem König eine schöne Kette mit den herrlichsten Perlengliedern schenken wollen. Aber durch die Dummheit seiner Frau hätte er nur hier diesen Handteller voll Perlen, und die sollten dem Herrscher gehören, wenn er ihn von seiner dummen Frau befreie.

„Ei, so tröste dich, Sohn des Gestades,“ sprach der Fürst, „hast du auch keine Kette sonst, so hast du doch die Kette zu tragen, die dir deine, wie du sagst, dumme Frau um den Nacken legt!“

„Ja, Herr“, antwortete jener, „eine drückende Kette, und ich bitte dich, verreise diese Kette!“

„Hast du Kinder?“ fragte der König weiter.

„Ja, Herr, und sie sind mir lieber als meine schönsten Perlen!“

„So mußt du auch diese Kinder von dir lassen!“

„Oh, Herr,“ erschrak der Fischer, „das verlange nicht von mir! Ich tauche ein in das schönste Meer des Lebens, wenn ich in die Augen meiner Kinder einsehe!“

„So kann ich die Kette nicht von dir nehmen; denn wie könnte ich das, ohne die Glieder zu verletzen?“

Da schwieg der Perlenfischer stille und ging ans Gestade zurück.

Der König ging durch die Stadt des ewigen Tempels. Da traf er auch einen, der dasah und stöhnte und klagte. „Was ist dein Leid?“ fragte ihn der König.

„Ich bin nur noch ein einziger großer Wunsch!“ sprach der andere. „Ich bitte zu dem Herrscher der Wolken, er möge mir ein anderes und besseres Dasein schenken. Denn dieses Leben lastet auf mir.“

„Es lastet wie eine Kette?“ forschte der König.

„Ja, wie eine schwere, bleierne Kette!“

„Und hast du nie in deinem Leben Jahre gehabt, die das Leben schön und gliedvoll gestalteten?“

Da leuchtete die Erinnerung aus den Augen des Schwer-mütigen: „Oh, Bruder, was sind das für Zeiten gewesen! Aller Zauber des Paradieses hat in ihnen geblüht, und ich möchte sie nie ungelebt wissen.“

„So mußt du“, sprach Salomo, „deines Lebens allzu schwere Kette weiter tragen; denn sonst müßtest du auch aus deiner Erinnerung all die schönsten Jahre lassen, all das Schöne, all das Glück, das du erlebt hast!“

Da weinte der andere nicht mehr.

Aber der König war nachdenklich geworden. — Da traf er auf seinen Narren. Der humpelte trumm und mißgestaltet einher, sah seelenvergnügt drein und machte dem erlauchten Denker eine höchst ungelente Verbeugung. „Entschuldige diesen verstiegenen Krakus, hoher Gebieter, aber meine Glieder machen die Demut meiner Seele nicht mehr mit.“

Da versuchte ihn der König und sprach: „Gleicht dein Dasein eigentlich nicht einer schweren Kette, die um deinen Hals gehängt ist und dich zu Boden drückt?“

„Mag sein,“ sprach der Poet lachend, „aber einzelne Glieder, ja die meisten sind in dieser Kette, die machen die Kette leicht!“

„Und welche Glieder sind das?“ fragte ihn König Salomo.

„Ei, Herr, diese Glieder sind meine Lieder! Und die möchte ich nicht gerne entbehren! Und drum wird es schon das richtige sein, ich trage meine Kette diesen Gliedern zu Ehren!“

Da lächelte der König: „Es ist doch gut, daß einst ein Mensch die Kette erfand!“



## Die Welt der Frau



### Was schenke ich meinem Mann zu Weihnachten?

Von Bigo.

Jetzt beginnt die Zeit, da sich die Dame über das genannte Problem Kopfzerbrechen macht. Es ist das Schwierigste aus dem ganzen Weihnachtskapitel. Was man den Kindern schenkt, weiß man schon, auch sorgen sie schon durch

ellenlange Wunschzettel selbst dafür, daß man über ihre Wünsche nicht im unklaren bleibt — das einzige Problem ist hier, eben diese Wünsche mit den zur Verfügung stehenden Mitteln in Einklang zu bringen. Bei dem Gatten ist das anders. Er pflegt seine Wünsche freiwillig ganz gewiß nicht zu äußern, und auch auf bestellende Anfrage hin wird er meistens antworten: „Schenk mir, was du willst, mein Schatz, wenn's nur nicht zu teuer ist.“



Manche Gattinnen machen sich die Sache leicht, indem sie das Angenehme mit dem Nützlichen geschickt verbinden. Sie schenken dem Herrn Gemahl irgend etwas, was im Haushalte Aufstellung oder Verwendung findet, ein Bratenbesteck zum Beispiel, oder ein Bild, das den häßlichen Fleck an der Wand im Salon zu verhüllen geeignet ist, oder sonst irgend etwas „Praktisches“. Der Gatte hat ja seinen Anteil daran; also ist er verpflichtet, sich zu freuen und sich für sein Geld auch noch zu bedanken. Ob er diesen Dank ohne jeden Rückhalt und aus vollem Herzen abstattet, das ist eine Frage, die die praktische Hausfrau verhältnismäßig wenig interessiert.

Aber gottlob sind nicht alle Gattinnen solche Materialistinnen reinsten Wassers. Die meisten haben den Wunsch, ihrem Manne zu Weihnachten eine wirkliche Freude zu machen, ihm etwas zu schenken, was er nicht unbedingt braucht, sondern was er sich wünscht und bisher versagt hat. Und das ist wirklich nicht immer ganz leicht.

Wenn der Mann Raucher ist, geht die Sache. Die Gattin wird seine bevorzugte Zigarren- oder Zigarettenmarke kennen und ihm einen größeren Vorrat, vielleicht sogar von einer edleren Sorte, stiften. Sie hat die Möglichkeit, ihm eine schöne Zigarettenspitze aus edlem Material zu dedizieren, sie kann Zigaretten- und Zigarrendosen in jeder Preislage für ihn erwerben und ihm damit Freude machen. Schlimmer liegt der Fall, wenn der Gatte nicht raucht. Ist er ein fleißiger Bücherleser, so geht es noch; man kauft ein paar Bücher mit Umtauschrecht und läßt ihn sozusagen nach Weihnachten sein Geschenk selbst aussuchen. Ist er kein Leser, so werden in der Regel Toilettengegenstände irgend welcher Art am besten am Platze sein. Hier ist's mit der Umtauscherei schon ziemlich schwer, denn die meisten Geschäfte schämen es nicht, ein Viertelduzend Krawatten, das außerdem probeweise schon getragen ist, nach Weihnachten umzutauschen. Die Frau muß den Geschmack ihres Mannes auf diesem Gebiete genau kennen und sich auf ihr Gefühl verlassen können. Denn es ist bitter für beide Teile, wenn der Gatte mit sauerlicher Miene eine Krawatte, ein paar Manschettenknöpfe oder ähnliches in Empfang nimmt, fortlegt und nie trägt. Hier kann die Gattin am besten beweisen, daß sie wirklich mit dem Herzen bei der Sache war und sich eingelebt hat in Art und Geschmack ihres Mannes.

Verhältnismäßig am leichtesten haben es jene Frauen, deren Gatte ein Feinschmecker ist. Sie werden im Laufe der Ehejahre den kulinarischen Geschmack ihres Gatten ohne Schwierigkeiten und völlig erfaßt haben und genau wissen, ob ihn eine Dose Kaviar oder eine pommerische Gänsebrust, amerikanische Kalbshen, oder ein paar Flaschen Meutloff glücklich machen. Für diese Glücklichen ist das Problem von vornherein gelöst!

## Vorsicht beim Salzen!

Küchengewohnheiten und Selbstvergiftung.

„Salz ist die Würze des Lebens!“ so behauptet ein Sprichwort, und tatsächlich kommt uns wohl kaum etwas so unentbehrlich bei der Zubereitung unserer Nahrungsmittel vor, wie das Salz. Es ist nun zwar richtig, daß dieses gewisse Aufgaben in unserem Körper zu erfüllen hat, aber dazu benötigen wir nur ganz geringe Mengen. Im allgemeinen fällen wir durchweg unsere Kost viel zu stark, und diesen Überschuß an Salz müssen wir dann wieder ausscheiden, was eine überflüssige und gesundheitschädliche Belastung unserer Organe, hauptsächlich der Nieren bedeutet.

Was ist Salz? Etwa ein Berg, der bekannte Ernährungsforscher, sagt in dem trefflichen Buche „Die Küche der Zukunft“ darüber folgendes: Kochsalz ist sauerstofffrei und besteht nur aus dem Metall-Natrium und dem Säurebildner Chlor. Während das Natrium durch eine Austauschreaktion dem Körper verfügbar gemacht werden kann, ist das Chlor als Körperbaumaterial vollkommen unbrauchbar und zudem äußerst schädlich. Die Bedeutung des Kochsalzes liegt darin, daß der innere Druck der Körperflüssigkeit durch das Kochsalz auf der normalen Höhe gehalten und von der Schleimhaut des Magens die für die Verdauung nötige freie Salzsäure aus dem Chlor des Kochsalzes hervorgebracht wird. Diese Salzsäure geht aber nicht verloren, sondern wird im Darm wieder in Kochsalz verwandelt und vom Körper wieder aufgenommen. Da auch sonst die Kochsalzverluste normalerweise äußerst gering sind, so haben wir nur eine sehr geringe Kochsalzzufuhr nötig, die in den natürlichen Nahrungsmitteln ursprünglich vorhandenen Kochsalzmengen genügen, deshalb an sich voll auf zur Bestreitung des Bedarfs. Wenn wir trotzdem unsere Speisen salzen, so geschieht es, weil wir uns an den Salzaeschmack so gewöhnt haben, daß die ungesalzenen

Speisen uns schal und nichtssagend dünken. Das reine Kochsalz ist kein Nahrungsmittel, es ist ein Genussmittel, und wie solche verführt uns auch das Kochsalz leicht zum Genußmißbrauch. Alle Hausfrauen kennen Gäste, die so an Salz gewöhnt sind, daß sie löffelweise die Speisen salzen, ohne vorher zu kosten, ob auch ein Salzzusatz vonnöten wäre. Dabei ist alles, was über einen Kochsalzverbrauch von 5 Gramm pro Tag und Person hinausgeht, vom Ubel und praktisch genommen eine Selbstvergiftung. Wir pflegen 10, 15 Gramm ja bis zu 25 Gramm und mehr in unserer Nahrung zu genießen, und die Widerständigkeit dieses Verfahrens liegt auf der Hand.

Es ist ein Irrtum, daß die Menschen das Kochsalz abso- lut nötig haben, denn im allgemeinen enthalten die natürlichen Nahrungsmittel vollkommen genug davon. Tatsächlich hat noch niemand einen Schaden durch Kochsalzmangel gesehen, wohl aber sind jedem Arzte Krankheitsfälle bekannt, die durch Kochsalzmißbrauch entstanden sind. Deshalb beachte die Hausfrau beim Kochen das alte deutsche Feinschmeckerwort: „Zum Salzen gehört ein Maß!“

## Was die Köchin nicht tun soll.

Die Zahl der Kochbücher ist Legion, und außerdem verfügt fast jede Hausfrau noch über eine Reihe von Rezepten, teils von der Mutter oder Großmutter überliefert, teils solchen, die sie selber erfand und ausprobierte. Da heißt es dann „Nimm diese und jene Zutat, wende diesen oder jenen Handgriff an“, aber was die Köchin nicht nehmen oder tun soll, das sagen heute nur erst wenige Kochbücher, und die Hausfrau, die bekanntlich das konservativste Wesen ist, das man sich denken kann, ist noch weniger geneigt, die etwaigen Vorschriften der wenigen modernen Kochbücher über diesen Punkt zu befolgen. So kommt es, daß manche Hausfrau, die als tüchtig und vorsorglich bekannt ist und es sehr ernst und genau mit ihren Pflichten nimmt, sich doch aus Unkenntnis und falscher Gewohnheit einer Reihe von Unterlassungs- wie auch Handlungssünden schuldig macht, welche die Gesundheit der ihrer Fürsorge anvertrauten Personen zu schädigen vermögen. Muß es uns nicht nachdenklich machen, daß, wie ein bekannter Ernährungsforscher es ausgedrückt hat, mehr Menschen an falscher Ernährung zugrundegehen, als an ungenügender Ernährung? Wir wollen uns nachstehend einmal einige solche Sünden und Fehler der Köchin vergegenwärtigen.

Ein Grundgesetz einer vernünftigen gesundheitsgemäßen Küche ist, daß die Gemüse, wenn sie gründlich gereinigt und in unzerschnittenem Zustande gewaschen worden sind, weder abgebrüht werden noch etwas von ihrem Saft weggegossen wird, da gerade darin ihre besten Nährstoffe, die wertvollen Mineralsalze, enthalten sind. Nur Blumensohl und Spargel müssen in Wasser abgekocht werden, doch kann man dieses Gemüsewasser sehr gut zu Suppen und Tunken verwenden.

Man läßt die Gemüse nur mit etwas Fett langsam gar dämpfen. Verwendet man Butter, so ist es ratsamer, diese erst vor dem Anrichten damit durchzuschwenken, als sie nur verschmilzt, aber nicht ins Kochen kommt, da sonst ihre ungeheuer wertvollen Vitamine vernichtet werden. Ebenso soll man Butter, die man zu Fleischspeisen, zu Gemüse usw. reicht, nie braun werden lassen, da sich dann in ihr die schädliche Fettsäure entwickelt und die Vitamine zerstört werden. Junger Spinat wird am schmackhaftesten, wenn man ihn nach Beseitigung der Stengel in ganzem Zustande in Fett dämpft. Nur alten Spinat sollte man ohne Wasserzusatz im eigenen Saft dämpfen, dann ausdrücken, fein wiegen und den Saft zum Ausgießen der Mehlschwitze bzw. Eindrenne verwenden. Den oft allzu strengen Geschmack von älterem Spinat oder Wintertohl kann man durch Zugabe von Milch bedeutend mildern. Zur Bindung der gedämpften Gemüse verwendet man statt Weizenmehl viel besser Mandarin, da es die Tunkte glatter macht.

Ein weiteres Gebot ist, nicht alles zu Tode zu kochen, sondern nur solange, als es zur Bekömmlichkeit unbedingt notwendig ist. Das gleiche über die Entwertung der Gemüse Gesagte gilt auch von den Kartoffeln. Nur in dem Ausnahmefall, daß man gerade Kartoffelschalen genießen will, sollte man diese vor dem Kochen schälen. Der in Deutschland so sehr verbreitete Genuß der sogenannten Dampf- oder Salzkartoffeln ist ein Unsinn, der bei täglicher Wiederholung gesundheitschädigend wirkt, denn nicht nur sitzen die wichtigsten Nährstoffe, Mineralsalze und Vitamine dicht unter der Haut der Kartoffel und werden abgeschält, sondern auch ihre übrigen Nährwerte werden ausgelaugt.

Der Inhalt der Mülltonnen an rohen Kartoffelschalen ist ein Gradmesser für die Intelligenz der Hausfrauen. A. Sch.